

Wolfgang und Heike Hohlbein

## Die Zauberin von Märchenmond

ca. 870 Seiten  
Gebundene Ausgabe  
Ueberreuter Verlag  
Erscheinungsdatum: September 2005  
Lesestufe: ab 12 Jahre  
ISBN: 3-8000-5175-3  
Preis: 19,95 Euro  
weitere Infos: [www.maerchenmond.de](http://www.maerchenmond.de)



---

### Kapitel 5

#### Das Schattengebirge

Spätestens nach zehn Minuten war Rebekka zu dem Schluss gelangt, dass Schnapp vermutlich Recht hatte mit dem, was er über Wünsche gesagt hatte und die Gefahr, dass sie in Erfüllung gingen. Salami schoss über die Grasebene wie ein von der Sehne geschellter Pfeil und ihn schien weder das messerscharfe Gras zu stören noch kannte er das Wort Erschöpfung.

Ihre Verfolger, die am Anfang so erschreckend schnell näher gekommen waren, fielen nun genauso rasch zurück und waren schon nach wenigen Augenblicken gar nicht mehr zu sehen, doch der Hengst jagte weiter über die Ebene und auf die Berge zu. Und als wäre das allein noch nicht unglaublich genug, rückte das Gebirge nun sichtbar heran, als säßen sie nicht auf einem Pferd, sondern in einem Hubschrauber, der den Bergen mit Höchstgeschwindigkeit entgegenraste.

Irgendwann wurde der Hengst dann doch langsamer; aber nicht weil er erschöpft war, sondern weil sie die ersten Ausläufer des Gebirges erreicht hatten. Sie hatten eine Strecke, für die sie zu Fuß wahrscheinlich einen Monat gebraucht hätten, in weniger als einer Stunde zurückgelegt – und das Pferd war nicht einmal außer Atem!

Das Gras wurde allmählich spärlicher, immer öfter mussten sie großen Felsbrocken oder Rissen im Boden ausweichen, und schließlich wurde aus Salamis Galopp ein gemächlicher Trab und dann blieb der Hengst endgültig stehen. Schnapp sprang mit einer kraftvollen Bewegung aus dem Sattel, während Rebekka noch kurz sitzen blieb und nichts anderes tat als am ganzen Leib zu zittern. Ihr Herz raste, und ihr Atem ging so schnell,

als wäre sie die ganze Strecke aus Leibeskräften gerannt statt auf Salamis Rücken zu sitzen. Umständlich glitt sie vom Pferderücken und machte einen hastigen Schritt zur Seite, als sich plötzlich alles um sie zu drehen begann und ihr für einen Moment übel wurde.

„Ist alles in Ordnung?“, erkundigte sich Schnapp. Rebekka hatte sogar das Gefühl, dass die Besorgnis in seiner Stimme echt war. Trotzdem warf sie dem Zwerg einen so wütenden Blick zu, dass Schnapp vorsichtshalber ein paar Schritte zurückwich.

Sofort machte sich ihr schlechtes Gewissen bemerkbar. „Entschuldige. Ja, es ist alles in Ordnung. Ich war nur ... ein bisschen überrascht. Ich habe nicht besonders viel Übung im Beamen, weißt du?“

Schnapp blinzelte verstört. Er sagte vorsichtshalber nichts und auch Rebekka beließ es bei einem verlegenen Lächeln und einem Schulterzucken. Schließlich drehte sie sich um, beschattete die Augen mit der Hand und sah in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren. Von ihren Verfolgern war nichts mehr zu sehen und auch der Fluss und die dahinter liegende Stadt waren verschwunden. Alles, was sie sah, war ein unendliches, wogendes grünes Meer. Selbst das schnellste Pferd der Welt hätte eine solche Entfernung nie und nimmer in einer Stunde zurücklegen können. Oder auch in zehn.

Im gleichen Maße, in dem sich ihr keuchender Atem und das Hämmern ihres Herzens beruhigten, begann auch ihr Verstand wieder halbwegs zu funktionieren. Bisher war sie viel zu verwirrt und erschrocken gewesen (und so nebenbei auch ziemlich damit beschäftigt, sich irgendwie im Sattel zu halten und nicht abgeworfen zu werden), um auch nur einen einzigen klaren Gedanken zu fassen.

Sie sollte über Zauberkräfte verfügen?

Selbst jetzt, da sie es ja sozusagen am eigenen Leib erlebt hatte, kam ihr die Vorstellung noch völlig ... absurd vor. Aber auf der anderen Seite ... es war einfach zu viel passiert, als dass alles noch Zufall sein konnte. Der Stachelschweinwolf, der freundlicherweise an ihrer Taschenlampe erstickt war. Das gläserne Standbild, das genau im richtigen Moment umgestürzt war, um sie unter seiner abgebrochenen Schwinge zu begraben, die Kleider, die sie gefunden hatte ... Die Aufzählung hätte sich noch fast beliebig lange fortsetzen lassen, bis hin zu dem Pferd, das

buchstäblich aus dem Nichts aufgetaucht war. Nein, das konnte kein Zufall mehr sein.

Trotzdem beharrte ein Teil von ihr immer noch darauf, dass es einfach unmöglich war.

Sie versuchte es kurzerhand.

Es war noch immer früher Morgen und ihr knurrte der Magen. Genau die richtige Zeit für ein leckeres Frühstück.

Rebekka konzentrierte sich ganz genau darauf, öffnete schließlich wieder die Augen und blinzelte einen Moment lang verdutzt in Salamis hässliches Pferdeziegengesicht. Nein, das war kein Frühstück. Obwohl, wenn man den Begriff sehr weit auslegte ...

Salamis Blick war ein bisschen vorwurfsvoll, fast als hätte er ihre Gedanken gelesen, und Rebekka wandte sich hastig und mit einem Anflug von schlechtem Gewissen ab. Vielleicht hatte es ja nicht einmal etwas mit ihr zu tun, dachte sie. Vielleicht lag es einfach an Gorywynn. Immerhin war die verlassene Burg früher einmal ein Ort gewesen, an dem sich die Zauberer nur so getummelt hatten; ein magischer Ort, gewissermaßen.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen, als ihr klar wurde, was sie da gerade dachte. Noch vor kaum mehr als einem Tag hatte sie geglaubt ein modernes, aufgeklärtes Mädchen zu sein, das in einer ebenso modernen, aufgeklärten Welt lebte und mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen stand, wie man so schön sagte, und Geschichten von Fabelwesen, Ungeheuern und Magiern allenfalls in einschlägigen Büchern und Filmen gut fand. Und nun dachte sie ernsthaft darüber nach, ob sie über Zauberkräfte verfügte?

„Was ist so komisch?“, krächte Schnapp.

Rebekka verbannte hastig das Lächeln von ihrem Gesicht und schüttelte ebenso hastig den Kopf. „Nichts.“

„Dann ist es ja gut“, versetzte Schnapp miesepetrig. „Und dabei sollten wir es auch belassen, wenigstens für den Moment.“

„Wieso?“

„Mit der Zauberei ist das so eine Sache, weißt du?“, antwortete Schnapp. „Man kann eine Menge Schaden damit anrichten, wenn man nicht genau Bescheid weiß.“

Und man sollte sich ziemlich genau überlegen, was man sich wünscht. Und vor allem, wann.“

Rebekka warf einen verstörten Blick zu Salami hinüber, der noch ein paar Schritte weiter gelaufen war und mit sichtlichem Appetit an ein paar Grashalmen zupfte, die fast ebenso dürr waren wie er. Sie glaubte zu verstehen, was Schnapp meinte. Aber das Ganze kam ihr selbst jetzt noch so schräg vor, dass sie nicht über dieses Thema reden wollte.

„Also, jetzt sind wir in den Bergen“, sagte sie mit einem langsamen und nicht sonderlich begeisterten Blick in ihre ungastliche Umgebung. Noch vor ein paar Minuten hätte sie es selbst nicht für möglich gehalten – aber sie sehnte sich fast nach dem Messergras zurück. Die Ebene war wenigstens grün gewesen, während ihre jetzige Umgebung vornehmlich grau und schwarz und von einem kränklichen Braun waren. Zwischen den Felsen und dem ungesund aussehenden Erdreich wuchsen nur noch kümmerliches Gras und vereinzelt Büsche, deren Zweige eher an Stacheldraht erinnerten als an etwas Lebendiges.

„Weiter oben in den Bergen gibt es fruchtbare Täler“, antwortete Schnapp. „Ich kenne dort jemanden, der uns weiterhelfen wird.“

Rebekkas Stirnrunzeln wurde eher noch zweifelnder, als sie in die angegebene Richtung sah. Der einzige Unterschied, den sie erkennen konnte, war der, dass es dort oben gar kein Grün mehr zu geben schien. Und wie auch? „Das da ist doch das Schattengebirge, oder? Ich dachte, dass nichts Lebendes hier existieren kann.“

„Das war einmal“, antwortete Schnapp und warf ihr dabei einen ziemlich komischen Blick zu. „In den alten Legenden heißt es, dass auf der anderen Seite das Reich des Bösen und der Ewigen Finsternis liegt. Aber das ist so lange her, dass sich selbst an die Geschichten kaum noch einer erinnert. Heute sind es ganz normale Berge.“ Er legte den Kopf in den Nacken und blinzelte. „Na ja, vielleicht ein bisschen hoch.“

„Und Morgon?“, fragte Rebekka zögernd.

„Die Burg der Schwarzen Königinnen“, antwortete Schnapp nickend. „Und die Hauptstadt des Landes. Aber keine Sorge, so weit wollen wir ja nicht.“

Das mochte stimmen, aber Rebekka fühlte sich trotzdem allein bei dem Gedanken, dort hochzusteigen, schon unwohl. Mit einem stummen Nicken signalisierte sie ihre Zustimmung und wollte zu Salami

hinübergehen, aber der Knirps schüttelte rasch den Kopf und deutete nach rechts. Als Rebekka der Bewegung folgte, erblickte sie einen gewundenen Pfad, der sich zwischen scharfkantigen Felsen und Gesteinstrümmern nach oben schlängelte und so aussah, als hätte selbst eine Bergziege Schwierigkeiten, ihn zu bewältigen. Sie war fast sicher, dass er vor einer Sekunde noch nicht da gewesen war, aber sie zog es vor, über dieses neuerliche Rätsel im Moment lieber gar nicht nachzudenken.

„Wie weit ist es denn bis zu deinen Freunden?“, fragte sie.

Schnapp schwieg einen Moment und schien über das letzte Wort nachzudenken, ging aber nicht weiter darauf ein, sondern hob nur die Schultern. „Vielleicht ein halber Tag. Vielleicht mehr. Kommt drauf an, wie gut du zu Fuß bist.“

Rebekka musste schon wieder ein eisiges Schaudern unterdrücken. Ein halber Tag zu Fuß durch dieses unwegsame Gelände? Und noch dazu bergauf? Sie war nicht sicher, ob sie sich das in ihrem jetzigen Zustand zutrauen konnte.

„Warum ... wünschen wir uns nicht einfach dorthin?“, schlug sie vor, obwohl sie sich bei diesen Worten immer noch ein bisschen albern vorkam.

„So funktioniert das nicht“, sagte Schnapp ernst. „Außerdem solltest du ein bisschen vorsichtig mit deinen Wünschen sein. Man weiß nicht genau, was passiert.“

Damit hatte er vermutlich Recht, dachte Rebekka. Mit einem resignierenden Seufzen gab sie Schnapp einen Wink und schloss sich ihm an, als er auf den Weg trat und loszutrotten begann.

Zwei Stunden später (vielleicht auch zehn, welchen Unterschied machte das schon?), seufzte sie wieder, jetzt allerdings vor Erschöpfung und Enttäuschung. Sie waren höher und höher in die Berge hinaufgegangen und das Gelände schien mit jedem Schritt schwieriger geworden zu sein. Jetzt war sie erschöpft und müde, jeder Knochen im Leib tat ihr weh und sie hätte ihre Seele für einen Schluck Wasser gegeben. Von Menschen oder gar einem fruchtbaren Tal hatte sie bisher nichts gesehen.

„Wie weit ist es denn noch?“, nörgelte sie.

Schnapp, der langsam, aber beharrlich vorausschritt, blinzelte zu den Berggipfeln über ihnen empor ohne

anzuhalten. „Nicht mehr weit“, krächzte er. „Gleich hinter dem nächsten Gipfel.“

Rebekka ächzte. Hinter dem nächsten Gipfel?! Wofür hielt sie dieser Knirps? Für die kleine Schwester von Reinhold Messner? Schnapps Blick nach zu urteilen schien er es jedenfalls vollkommen ernst gemeint zu haben. Rebekkas Mut sank. Noch einmal endlose Stunden über diesen immer steiler werdenden Pfad, das würde sie gewiss nicht schaffen. Ihre Beine fühlten sich jetzt schon an, als wären sie mit unsichtbaren Bleigewichten beschwert.

Wenn es wenigstens eine Abkürzung gäbe! Ein verborgener Spalt im Fels oder eine Höhle, die geradewegs auf die andere Seite führte, oder ...

Ein kurzer, greller Lichtblitz ließ sie blinzeln. Rebekka hob instinktiv die Hand vor die Augen, sah aber trotzdem noch einmal in dieselbe Richtung und tatsächlich – über ihnen, nur ein paar Schritte vor Schnapp entfernt, gähnte plötzlich ein schmaler, wie mit einer riesigen Axt in den Fels geschlagener Spalt, durch den strahlendes Sonnenlicht fiel.

Schnapp blieb stehen, drehte den Kopf und sah sie vorwurfsvoll an, aber Rebekka grinste nur. „Manchmal ist es ganz praktisch, nicht wahr?“

Schnapps Blick wurde eher noch finsterer, aber er sagte nichts, sondern schwenkte scharf nach rechts und betrat als Erster die Abkürzung, die Rebekka sich herbeigewünscht hatte.

Der Spalt war so schmal, dass sie die Wände mit ausgestreckten Armen erreichen konnte, und weder bequem noch kurz. Sie marschierten eine gute Stunde immer bergauf, und das noch dazu über einen Boden, der mit scharfkantigen Felsen und Trümmern nur so gespickt war. Wie Salami, der gehorsam hinter ihnen hertrötete, den Weg bewältigte, war Rebekka ein Rätsel, aber er schaffte es, und irgendwann, nach Stunden, wie es ihr vorkam, hatten sie das andere Ende der Klamm erreicht.

Und jetzt hatte sie tatsächlich Grund, erleichtert aufzuatmen, denn das fruchtbare Tal, von dem Schnapp gesprochen und an dessen Existenz sie mit jedem Schritt, zu dem sie sich zwingen musste, ein bisschen weniger geglaubt hatte, lag nun tatsächlich vor ihnen. Statt einer mit messerscharfen Felsen übersäten Bergflanke breitete sich nun eine sanft abfallende, saftig-grüne Wiese unter ihnen aus, die sich zu einem lang gestreckten Tal erweiterte, in dem sich

Felder, Wiesen und kleine Waldstücke miteinander abwechselten. Ein schmaler Fluss schlängelte sich wie ein silbernes Band durch das Tal, in dem es immer wieder hell aufblitzte, wenn sich das Sonnenlicht auf dem Wasser brach, und Rebekka gewahrte auch eine Anzahl kleiner Farbtupfer, die sie erst beim zweiten Hinsehen als vereinzelte Häuser und Bauerngehöfte identifizierte, am Ausgang des Tales sogar als so etwas wie ein kleines Dorf. Es war ein idyllisches Bild, das geradewegs aus einem alten Gemälde hätte stammen können oder auch aus einem Märchenbuch.

Seltsamerweise war der Ausdruck auf Schnapps Gesicht noch immer alles andere als begeistert.

„Wo ist das Problem?“, fragte sie als unmittelbare Antwort auf seinen strafenden Blick. „Wir sind doch da, oder? Und wir haben mindestens einen halben Tag gespart.“

„Stimmt“, antwortete Schnapp. „Und die da auch.“ Er deutete nach links, und als Rebekka ebenfalls in diese Richtung sah, stockte ihr der Atem.

Allerhöchstens noch zwei- oder dreihundert Meter entfernt befanden sich zwei Reiter der Schwarze Garde und sie sprengten in vollem Galopp heran!

„Los!“, brüllte Schnapp.

Rebekka kam nicht einmal dazu, zu reagieren. Ein harter Stoß traf sie in den Rücken, als Salami mit einem gewaltigen Satz hinter ihr aus der Klamm heraussprang und genau zwischen ihr und dem Zwerg stehen blieb. Schnapp war mit einem einzigen Satz auf seinem Rücken, noch bevor sie Gleichgewicht auch nur ganz zurückgewonnen hatte. Weitaus ungeschickter als der Zwerg gerade kletterte Rebekka in den Sattel, während der Hengst unruhig mit den Vorderhufen im Boden scharfte.

Kaum hatte sie es getan, da schoss Salami auch schon wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil los. Rebekka klammerte sich mit aller Kraft am Zügel fest, sah aber trotzdem über die Schulter zu ihren beiden Verfolgern zurück und atmete erleichtert auf, als sie erkannte, dass sie sie weit hinter sich gelassen hatten.

Ihre Erleichterung hielt genauso lange an, wie sie brauchte, um den Kopf wieder nach vorne zu drehen.

Auch auf der anderen Seite waren zwei schwarzgoldene Reiter aufgetaucht, und sie sprengten nun so rasend schnell auf sie zu, wie die anderen zurückfielen!

Rebekka schrie vor Enttäuschung auf und riss Salami so abrupt herum, dass Schnapp und sie nur wie durch ein Wunder nicht aus dem Sattel geschleudert wurden. Immer noch schneller werdend jagten sie den Hang hinunter und auf die Häuser zu.

Und direkt den schwarz-goldenen Reitern entgegen, die ihnen nun auch aus dieser Richtung entgegenkamen!

Verdammt, waren die Kerle denn überall?

Anscheinend lautete die Antwort Ja, denn auf einmal wimmelte es um sie herum geradezu von riesigen Pferden mit riesigen, gepanzerten Reitern.

Und sie schienen miserabler Laune zu sein.

Plötzlich erschien einer der gewaltigen Reiter wie aus dem Boden gewachsen unmittelbar vor ihnen. Irgendwie gelang es Rebekka, den Hengst im allerletzten Moment herumzureißen und so einen Zusammenprall zu vermeiden, aber ihr Herz machte einen erschrockenen Sprung in ihrer Brust, als sie das Aufblitzen eines mächtigen Schwertes sah, das der Krieger nun anstelle eines Netzes schwang.

Hinterher gestand sie sich ein, dass es vermutlich nichts als pures Glück war, das ihr das Leben rettete. Sie zog im buchstäblich allerletzten Moment den Kopf ein und entging so der Schwertklinge, die so dicht über sie hinwegfuhr, dass sie ein hässliches Zischen hören konnte. Hinter ihr kreischte Schnapp erschrocken, aber dann waren sie vorbei und der Reiter fiel hinter ihnen zurück.

Trotzdem war es aussichtslos. Immer mehr und mehr Reiter tauchten wie hingezaubert überall um sie herum auf, und obwohl Salami ungleich schneller und beweglicher war als die gewaltigen, schwerfälligen Schlachtrösser, nutzte ihnen seine Schnelligkeit nun auch nichts mehr. Ein Speer stieß nach Rebekka und verletzte sie nur nicht, weil die Spitze von dem schwarzen Stoff ihres Mantels abprallte (aber es tat so weh, als hätte ihr jemand mit dem Hammer auf die Schulter geschlagen!), und sie wurden erbarmungslos in die Enge getrieben. Jetzt konnte ihnen nur noch ein Wunder helfen!

Rebekka konzentrierte sich. Im allerersten Moment geschah gar nichts, doch dann hörte sie ein dumpfes Grollen, das direkt aus der Erde zu kommen schien.

Im nächsten Moment begann der Boden zu zittern und immer heftiger zu beben, und plötzlich hörten die Reiter auf, sie zu attackieren. Ein unheimlicher,



stöhnender Laut kam aus der Erde, als würde sich das Gebirge wie unter Schmerzen, und plötzlich schien sogar die Luft zu vibrieren.

Auch Salami blieb stehen, und als Rebekka einen raschen Blick in die Runde warf, da offenbarte sich ihr ein wahrlich unheimliches Bild: Die Reiter der Schwarze Garde, mindestens ein Dutzend, wenn nicht mehr, bildeten einen vollkommen geschlossenen Kreis um sie herum, aus dem es kein Entkommen mehr gab. Sie alle hatten ihre Waffen gezogen – aber nicht einer von ihnen sah auch nur in ihre Richtung.

Die Reiter starrten ausnahmslos zu den Bergen hinauf und mit einem sehr, sehr unguten Gefühl tat Rebekka dasselbe.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen.

Der ganze Berg war in Bewegung geraten.

Der Anblick so bizarr, dass Rebekka die riesige Felswand im allerersten Moment einfach nur mit offenem Mund anstarrte und nicht einmal Angst hatte – aber das änderte sich schnell. Es sah fast aus, als hätte sich die gesamte Felswand ... verflüssigt. Die Felsen flossen hierhin und dorthin, beulten sich aus und ein wie ein überdimensionierter Tonklumpen, an dem unsichtbare Hände zerrten und zupften, dann ertönte ein ungeheuerliches Krachen und Bersten, und ein gewaltiges Stück der Felswand brach auseinander, als wäre tief im Inneren des Berges eine Bombe explodiert.

Eine riesige Lawine aus Felsen und Trümmern und brodelndem Staub raste die Flanke des Berges herab. Rebekka schrie in purer Todesangst auf, aber der Laut ging einfach in dem immer mehr und mehr anschwellenden Dröhnen und Poltern des zusammenbrechenden Berges unter. Die Lawine raste heran, Tausende und Tausende Tonnen von zerborstenem Stein und scharfkantigen Felstrümmern, die sie binnen eines Sekundenbruchteils einfach zermalmen mussten, aber sie war vor Schrecken wie gelähmt; sie konnte nur dasitzen und hilflos der Steinlawine entgegenstarren.

Dann war sie da, und die Welt versank in einem unvorstellbaren Chaos aus Lärm und Staub und durcheinander wirbelnden Schatten, und Rebekka schloss ergeben die Augen und wartete auf den Tod.

Er kam nicht.

Die Lawine raste über sie hinweg, hüllte sie ein – und war vorbei, ohne dass sie auch nur die kleinste Berührung gespürt hatte.

Zögernd öffnete Rebekka die Augen und sah sich mit klopfendem Herzen um. Der Anblick, der sich ihr jetzt bot, war fast noch unglaublicher als der der zusammenbrechenden Felswand. Die Wiese, auf der sie gerade noch gestanden hatten, war verschwunden. Stattdessen türmten sich rings um sie herum gewaltige Felsbrocken und Trümmer, zwischen denen es schwarz und golden aufblitzte. Ein Dutzend reiterloser Pferde galoppierte in alle Richtungen davon.

Hinter ihr prustete Schnapp ein paarmal, und sie konnte hören, wie er umständlich von Salamis Rücken glitt. „Diesmal hast du aber ein bisschen übertrieben, wie?“, krächzte er.

Da konnte Rebekka schlecht widersprechen – zumal sie erst jetzt das Ausmaß dessen, was passiert war, wirklich begriff. Der Berg war keineswegs auf ganzer Breite zusammengebrochen, wie sie zunächst angenommen hatte. Vielmehr hatte er nur eine schmale Zunge aus Felsen und Geröll ausgespien, die zielsicher nach den schwarzen Reitern geschlagen und sie ausnahmslos verschlungen hatte. Was von ihnen übrig war, das lag zerschmettert und fast bis zur Unkenntlichkeit zermalmt zwischen den Felsen. Und das vielleicht noch größere Wunder war: Nicht ein einziges der Pferde schien auch nur verletzt worden zu sein. Die Tiere waren in Panik davongestürmt, aber allesamt unversehrt.

„Wenn ich dir das nächste Mal sage, du sollst aufpassen, was du dir wünschst, dann hörst du besser auf mich“, nörgelte Schnapp und stieg ab. Seine Stimme klang komisch, fand Rebekka, aber als sie ihm einen prüfenden Blick zuwarf, sah er eigentlich aus wie immer. Vielleicht saß ihm nur der Schreck in den Knochen.

„Vielleicht beantwortest du mir lieber mal ein paar Fragen statt dich darüber zu beschweren, dass wir noch am Leben sind“, antwortete Rebekka, während sie ebenfalls von Salamis Rücken glitt. Sie musste aufpassen um nicht zu stürzen. Der Boden war nur so mit Steinen und Geröll übersät, dass sie kaum gehen konnte.

„Wieso beschweren?“, maulte Schnapp. „Im Gegenteil. Ich bin dir ja dankbar, dass uns nicht gleich das ganze

Gebirge auf den Kopf gefallen ist.“ Er funkelte sie an.  
„War ich eigentlich nicht deutlich genug?“

„Aber was hätte ich denn tun sollen?“, beschwerte sich Rebekka. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie unten zwischen den Häusern Bewegung entstand. Natürlich hatten die Menschen im Tal die Lawine bemerkt und machten sich nun auf den Weg hierher.

„Gar nichts“, schimpfte Schnapp. Er war wirklich ein bisschen blass, fand Rebekka.

„Aber dann hätten sie uns erwischt“, protestierte sie.

„Vorher“, fuhr Schnapp auf. „Dieser Spalt im Berg, das warst doch du, oder?“

„Ja“, antwortete Rebekka und zuckte trotzig mit den Schultern. „Aber er hat uns ein paar Stunden mühseliger Plackerei erspart, oder?“

„Ja, und die Schwarze Garde auf den Hals gehetzt“, versetzte Schnapp ärgerlich.

„Quatsch!“, erwiderte Rebekka mit Nachdruck. „Wir sind doch bloß ...“ Sie brach ab, blinzelte und starrte Schnapp aus aufgerissenen Augen an. „Was soll das heißen?“

„Was glaubst du denn, wie sie uns so schnell gefunden haben?“, fauchte Schnapp und machte eine wütend-wedelnde Handbewegung auf die zertrümmerten Rüstungen ringsum.

„Was meinst du damit: Wie sie uns gefunden haben?“, murmelte Rebekka verwirrt. „Was habe ich denn ...?“

„Sie sind keine Menschen, Rebekka“, unterbrach sie Schnapp. „Sie sind magische Wesen, begreifst du das immer noch nicht? Sie spüren Magie, so wie ein Bluthund die Fährte seiner Beute wittert.“

„Oh“, machte Rebekka betroffen. „Du meinst ...?“

„Ja, ich meine! Jedes Mal, wenn du zauberst, dann kannst du genauso gut auch eine rote Fahne schwenken und laut Huhu, wir sind hier! brüllen!“

„Dann ... dann wissen sie jetzt, wo wir sind?“, stammelte Rebekka. „Du meinst, es werden noch mehr kommen?“

Schnapp zuckte mit den Schultern und zog dabei eine Grimasse, als bereite ihm allein der Gedanke körperliche Schmerzen. „Mit ein bisschen Glück nicht. Vielleicht waren es ja nur die hier und die hast du ja sauber erledigt. Aber du musst aufpassen. Je mächtiger der Zauber ist, den du webst, desto größer

ist die Gefahr, dass sie dich entdecken. Das Beste wäre, du zauberst erst mal gar nicht mehr.“

Auch er bemerkte jetzt die näher kommenden Menschen aus dem Tal, blickte ihnen einen Moment lang stirnrunzelnd entgegen und sagte dann leiser als bisher: „Und du solltest besser niemandem sagen, dass die Schwarze Garde hinter uns her ist.“ Er bemühte sich um ein versöhnliches Gesicht. „Das da unten sind aufrechte Leute. Du solltest ihnen keine Schwierigkeiten machen.“

Er drehte sich um, wohl um wieder auf Salamis Rücken zu steigen, stolperte dabei aber über einen Stein und wäre um ein Haar gestürzt. Es gelang ihm im letzten Moment, sich am Satteltgurt festzuhalten und das Schlimmste zu verhindern, aber etwas rutschte unter seinen Kleidern hervor und fiel mit einem hellen, metallischen Klirren zu Boden. Bevor er sich danach bücken konnte, hatte Rebekka es bereits getan.

Verblüfft sah sie auf die goldene Kette hinab, die sie in der Hand hielt. Sie bestand aus fein ziselierten Gliedern, von denen jedes einzelne die Form einer geschuppten Schlange mit winzigen roten Rubinaugen hatte, die sich selbst in den Schwanz biss. Daran befestigt war ein ebenfalls in Gold gefasster Edelstein in Form eines Auges, der wie von einem inneren Feuer glühte.

„Was ist das?“, fragte sie verwundert.

Schnapp wurde noch ein bisschen blasser. „Hmm ... keine Ahnung“, stammelte er.

„Und wie kommt es dann unter deiner Jacke?“

Schnapp schwieg.

Auch Rebekka sagte eine ganze Weile gar nichts, aber ihr Gehirn arbeitete plötzlich auf Hochtouren. Da war etwas, das sie fast schon vergessen hatte, aber plötzlich erschien es ihr von großer Wichtigkeit. „Das gehört dir nicht, habe ich Recht?“

Schnapp schwieg weiter.

„Gestern“, fuhr Rebekka in nachdenklichem Tonfall fort, „da hast du nicht zufällig versucht mir meinen Drachenzahn zu klauen, oder?“

„Blödsinn!“, fauchte Schnapp.

„Und warum hat dich der Krieger noch einmal geschlagen?“, beharrte Rebekka. „Wirklich nur weil du um einen Schluck Wasser gebeten hast?“

„Warum denn sonst?“, fragte Schnapp trotzig.

„Na ja, vielleicht weil du nicht nur Drachenzähne klaust“, grollte Rebekka. Mit einem Male wurde sie wütend. „Jetzt wird mir auch klar, warum die Krieger so hartnäckig hinter uns her sind!“, sagte sie zornig. „Du miese kleine Ratte hast mir einzureden versucht sie wären hinter mir her – dabei haben sie die ganze Zeit über nach dem hier gesucht!“

Sie ließ die Kette wütend vor Schnapps Gesicht hin- und herpendeln. Der Zwerg hob abwehrend die Hände, als hätte er Angst, dass sie ihn damit schlagen würde, und Rebekka wurde noch wütender.

„Verdammt noch mal, die Kerle hätten uns um ein Haar umgebracht!“, schrie sie. „Und alles nur weil du deine diebischen kleinen Finger nicht bei dir behalten kannst!“

„Also, das siehst du völlig falsch“, sagte Schnapp. „Ich wollte doch bloß ...“

Rebekka hatte genug gehört. Wütend packte sie Schnapp beim Schlafittchen und schüttelte ihn. Schnapp quietschte, verdrehte die Augen und fiel in Ohnmacht.

Verblüfft hielt Rebekka mitten in der Bewegung inne und sah den plötzlich schlaffen Körper des Zwerges in ihren Händen fast hilflos an. So fest hatte sie doch gar nicht zugegriffen!

Sehr vorsichtig und von einem heftigen schlechten Gewissen geplagt ließ sie Schnapp ins Gras sinken, aber erst als er auf die Seite rollte, sah sie die tiefe Schnittwunde, die in seiner rechten Schulter klaffte.

Der Schwerthieb, der sie verfehlt hatte, hatte doch noch ein Ziel getroffen.

Rebekkas Wut war so schnell verraucht, wie sie gekommen war. Stattdessen fühlte sie sich plötzlich absolut mies, weil sie den verletzten kleinen Burschen so grob behandelt hatte.

„Schnapp?“, fragte sie. „Ist alles in Ordnung?“

Selbst in ihren eigenen Ohren klang diese Frage ziemlich dumm, doch zu ihrer Erleichterung öffnete Schnapp die Augen und sah sie an. Sein Blick wirkte verschleiert. „Du darfst ... nicht mehr zaubern“, murmelte er mit brechender Stimme. „Und sag ... niemandem, woher du ... kommst.“

Und damit schwanden ihm endgültig die Sinne. Hastig beugte sich Rebekka vor und tastete nach seinem Puls.

Er war schwach, doch damit erschöpften sich ihre medizinischen Kenntnisse auch schon. Sie fühlte sich unendlich hilflos. Schnapps Schulter blutete heftig, und sie wusste einfach nicht, wie sie ihm helfen konnte!

Hastig schob sie die Kette unter ihren Mantel, dann hob sie den Zwerg hoch (er war so unerwartet leicht, dass sie ihn um ein Haar gleich wieder fallen gelassen hätte) und legte ihn quer über Salamis Sattel. Sie brauchte Hilfe, und zwar schnell.

Auf dem ersten Stück kam selbst der geschickte Hengst kaum von der Stelle, und mehr als einmal drohte Schnapp von seinem Rücken zu rutschen, bevor sie die Felsen endlich überklettert hatten und wieder Gras unter ihren Füßen beziehungsweise Hufen lag. Etwas, was Rebekka erst auf den zweiten Blick als zerbeulten schwarzen Helm erkannte, flog scheppernd davon, und noch einmal lief ihr ein rascher, aber eisiger Schauer über den Rücken. Jetzt, wo ihr Zorn verraucht war, fragte sie sich, ob sie Schnapp nicht vielleicht Unrecht getan hatte. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass die Schwarzen Königinnen eine halbe Armee hinter ihnen herschickten, nur weil ihnen ein Schmuckstück gestohlen worden war. Auf der anderen Seite – vielleicht war es ja von großem Wert.

Aus dem Tal strömten immer mehr Menschen in ihre Richtung. Eine kleine Gruppe zu Pferde kam nun rasch näher. Immerhin waren es Menschen, keine Zwerge oder gesichtslose Gestalten in schwarzen Rüstungen. Rebekka erkannte zwei dunkelhaarige Männer, die einfache, schon fast grob anmutende Kleidung trugen, und eine ebenfalls dunkelhaarige Frau in einer Art Robe. Keiner von ihnen war bewaffnet, wie sie erleichtert zur Kenntnis nahm.

Die drei Reiter sprengten in scharfem Tempo heran. Einer der Männer und die Frau zügelten ihre Tiere, als sie kurz vor Rebekka angekommen waren, der andere Mann galoppierte weiter, wohl um bei den Felsen nach dem Rechten zu sehen.

Rebekka zerbrach sich – vielleicht ein bisschen spät, wie sie sich selbst eingestand – den Kopf darüber, was sie eigentlich sagen sollte, doch der Mann kam ihr zuvor. Mit einer kraftvollen Bewegung schwang er sich aus dem Sattel, noch bevor das Pferd ganz zum Stehen gekommen war, und fuhr sie an: „Was ist hier passiert? Wer seid ihr und was wollte die Schwarze Garde von euch?“

„Ich ... ich weiß nicht“, stammelte Rebekka. Eine wahrlich intelligente Antwort. Der Dunkelhaarige schien jedoch gar keine Antwort erwartet zu haben, denn er ging mit zwei schnellen Schritten an ihr vorbei und riss Schnapps Kopf in die Höhe um ihn anzusehen. Sein Gesicht verfinsterte sich noch weiter.

„Du wirst uns eine Menge Fragen beantworten müssen, Mädchen.“

„Ja, aber vielleicht nicht gerade jetzt, Harkan“, fiel ihm die Frau ins Wort. Sie stieg ab und kam mit raschen Schritten näher, und auch sie wirkte sehr aufmerksam und vielleicht auch ein bisschen erschrocken, trotzdem aber viel freundlicher als der Mann. Mit einem mahnenden Blick in seine Richtung trat sie auf Rebekka zu und musterte sie, nun eindeutig besorgt.

„Bist du verletzt, Kind?“ Ganz kurz huschte etwas wie ein Schatten über ihr Gesicht, als sie Rebekkas schwarzen Mantel und das gleichfarbige Kleid darunter musterte, doch sie lächelte sofort wieder und sah sie mit ehrlicher Sorge an.

„Ich ... ich glaube nicht“, erklärte Rebekka stockend, was in diesem Moment sogar die Wahrheit war. Sie war so durcheinander, dass sie wirklich nicht sagen konnte, wie es ihr ging.

Die Fremde musterte sie noch einen Herzschlag lang zweifelnd, gab sich dann aber mit dieser Antwort zufrieden und trat ebenfalls an Salami heran um einen Blick auf Schnapp zu werfen. Ein überraschter Ausdruck erschien auf ihrem Gesicht. „Oh.“

Rebekka legte fragend den Kopf auf die Seite, aber die Frau machte keine Anstalten, ihre sonderbare Reaktion zu erklären, sondern wandte sich rasch an ihren Gefährten und wechselte ein paar halblaute Worte mit ihm, die Rebekka nicht verstand. Harkan nickte nur knapp und ging dann zu dem zweiten Mann hinüber, der bereits damit beschäftigt war, die zertrümmerten Rüstungen zwischen den Felsen zu untersuchen. Rebekka fragte sich allerdings, ob er hoffte, Überlebende zu finden oder es vielleicht befürchtete.

Die Dunkelhaarige drehte sich wieder zu ihr um und zwang sich zu einem Lächeln. „Mein Name ist Vera. Und wer bist du?“

„Rebekka.“

„Rebekka“, wiederholte Vera. „Das ist ein seltsamer Name ... Woher kommst du? Und was ist passiert?“

Harkan hat gesagt, dass dich die Schwarze Garde verfolgt hat. Ist das wahr?"

Rebekka setzte zu einer Antwort an, aber dann erinnerte sie sich im letzten Moment an Schnapps Warnung. Anders als Harkan machte Vera zwar einen sehr freundlichen Eindruck, aber vielleicht war es besser, erst einmal vorsichtig zu sein.

„Ich ... ich weiß nicht genau“, murmelte sie. „Wir waren unterwegs in den Bergen und plötzlich hat die Erde gebebt und ... und ...“ Sie brach ab und bemühte sich, Vera möglichst hilflos anzusehen, und anscheinend hatte sie damit auch Erfolg, denn Vera gab sich auch diesmal mit einer Antwort zufrieden, die eigentlich keine war, und wandte sich noch einmal zu Schnapp um.

„Gehört er dir?“

Ihre Stimme klang nicht sehr freundlich, fand Rebekka, und auch die Formulierung gefiel ihr nicht besonders. Statt zu antworten sagte sie: „Er ist verletzt. Ich glaube, ziemlich schlimm. Habt ihr einen Arzt in eurem Dorf?“

Vera maß sie mit einem Blick, als wisse sie nicht genau, was sie mit diesem Wort anfangen sollte, dann drehte sie sich noch einmal zu Schnapp um und betrachtete seine verletzte Schulter. Immerhin hatte die Wunde inzwischen aufgehört zu bluten.

„Ja, er ist verletzt“, sagte sie kühl. Eine steile Falte erschien zwischen ihren Augenbrauen. „Du hast dir einen Gräuel angelacht. Weißt du das?“

Rebekka blinzelte. Einen was? Veras Bezeichnung passte zu Schnapp zwar wie die Faust aufs Auge, aber was genau sollte das bedeuten?

„Schnapp ist ... wir waren zusammen unterwegs“, sagte sie stockend. „Er braucht Hilfe.“

„Das sieht schlimmer aus, als es ist“, erwiderte Vera mit einem gleichmütigen Achselzucken. „Diese kleinen Kerle sind ziemlich zäh.“ Sie runzelte die Stirn. „Aber wieso sieht er so komisch aus?“

Rebekka verstand mittlerweile gar nichts mehr und ihre Verwirrung blieb Vera natürlich nicht verborgen. „Ich sehe schon“, sagte sie mit einem raschen Kopfschütteln und einem sehr warmen, mitfühlenden Lächeln, „du bist ziemlich durcheinander und verängstigt, mein Kind. Und ich stelle dir auch noch so viele Fragen. Bitte entschuldige. Jetzt gehen wir erst



mal hinunter zum Hof und du bekommst eine kräftige Suppe und danach reden wir weiter, einverstanden?“

Allein bei dem Gedanken an eine warme Mahlzeit lief Rebekka schon das Wasser im Mund zusammen, und ihr Magen begann prompt laut und hörbar zu knurren, was ihr ziemlich peinlich war, aber sie deutete trotzdem zuerst noch einmal auf den bewusstlosen Zwerg. „Und Schnapp?“

„Ich werde mich um ihn kümmern“, versprach Vera, „auch wenn es kaum nötig sein dürfte.“ Sie legte den Kopf schräg. „Sein Name ist Schnapp, sagst du?“

Rebekka nickte, und Vera fuhr in leicht verstörtem Tonfall fort: „Dann ist er ein Dieb. Wieso gibst du dich mit ihm ab?“

Rebekka starrte sie mit offenem Mund an. Wie konnte Vera das wissen?, fragte sie sich alarmiert. „Ich gebe mich nicht mit ihm ab“, antwortete sie betont. „Ich habe ihn erst gestern getroffen, draußen in ...“ Um ein Haar hätte sie Gorywynn gesagt, aber sie erinnerte sich im letzten Moment wieder an Schnapps Warnung und verbesserte sich: „... in den Bergen. Ich bin ihm zufällig begegnet ... ich ... ich weiß gar nicht genau, wer er ist, und ...“

„Und wem er vorher gehört hat“, vermutete Vera und beantwortete ihre eigene Frage gleich mit einem Kopfnicken. Ihr Blick wurde noch nachdenklicher. „Lass mich raten. Und du weißt auch nicht, wo du bist und wie du hierher kommst? Und wenn du ganz genau darüber nachdenkst, dann weißt du auch nicht, wer du bist und wo du herkommst, habe ich Recht? Ich meine: Du glaubst dich zu erinnern. Du bist ganz sicher, dass du alles über dich und dein früheres Leben weißt, aber wenn du genau darüber nachzudenken versuchst, dann kannst du dich an nichts erinnern, außer an deinen Namen. Ist es so?“

Das war zwar ungefähr so weit von der Wahrheit entfernt, wie Schnapp von einem ehrlichen Burschen, aber wenn Vera ihr schon eine so perfekte Ausrede auf dem Silbertablett präsentierte, warum sollte sie dann Nein sagen? Fast schüchtern nickte sie.

„Dann weiß ich, was mit dir los ist“, sagte Vera. Etwas wie Erstaunen erschien in ihrem Blick. Sie seufzte. „Das könnte jetzt etwas kompliziert werden, fürchte ich – aber keine Angst, ich werde dir alles erklären. Doch nicht hier.“ Sie machte eine Kopfbewegung zu Salami hin. „Steig auf. Wir reiten zu unserem Hof und dort sollst du alles erfahren.“

„Erfahren?“, wiederholte Rebekka verwirrt.

Vera lächelte. „Ich fürchte, ich muss dir eine Menge erklären. Aber keine Angst, es ist nichts Schlimmes. Es kann nur eine Weile dauern.“

Womit sie Rebekkas Verwirrung natürlich nur noch mehr steigerte. Aber sie wiederholte auch ihr ungeduldiges Wedeln mit der Hand, und nun beeilte sich Rebekka, vor Schnapp in den Sattel zu steigen. Es war ein sonderbares Gefühl, seinen reglosen Körper hinter sich zu spüren, und noch sonderbarer kam ihr das vor, was Vera gerade über den Zwerg gesagt hatte. Woher konnte sie wissen, dass er ein Dieb war, und was hatte sie damit gemeint, es sei nicht nötig, ihm zu helfen? Schnapp war schlimm verletzt. Rebekka verstand zwar nicht besonders viel von solchen Dingen, aber der Schnitt in seiner Schulter sah aus, als könne er ganz gut daran sterben.

Nachdem sie gerade so zur Eile gedrängt hatte, stieg Vera nun keineswegs direkt auf ihr Pferd, sondern ging noch einmal zu Harkan zurück, um mit ihm zu reden. Rebekka verstand auch jetzt nicht, was gesprochen wurde, aber es war schwer zu überhören, dass die beiden nicht einer Meinung waren. Schließlich beendete Vera das Gespräch mit einer entschiedenen Geste, kam zurück und saß auf.

Sie ritten ins Tal hinunter. Auf halbem Wege kamen ihnen andere entgegen, die sich zu Fuß aufgemacht hatten, als sie den Lärm hörten und die Lawine abgehen sahen. Sie waren Rebekka neugierige, aber auch überraschte Blicke zu, machten Vera und ihr jedoch respektvoll Platz. Nach nur wenigen Minuten waren sie unten im Tal angelangt und galoppierten über eine schmale Brücke, die den ruhig dahinfließenden Fluss überspannte, um zu Veras Hof zu gelangen.

Auch hier kamen ihnen Menschen entgegen, beziehungsweise erwarteten sie unter dem großen, weit offen stehenden Tor – Männer und Frauen, ihrer Kleidung nach ebenfalls Bauern, vielleicht auch Knechte und Mägde –, aber auch mehrere Kinder, unter denen ihr besonders ein rothaariger Junge und ein ebenfalls rothaariges Mädchen auffielen, die ungefähr in ihrem Alter sein mussten und sich so ähnlich sahen, dass sie gar nichts anderes sein konnten als Geschwister. Beide betrachteten sie neugierig und ohne die geringste Scheu, und sie liefen Vera und ihr auch nach, als sie in raschem Tempo über den Hof und auf das niedrige strohgedeckte Haupthaus zusteuerten.

Vera stieg ab, lud sich den immer noch bewusstlosen Schnapp ohne viel Federlesen auf die Schulter und bedeutete ihr mit einer Geste, als Erste ins Haus zu gehen. Kaum war sie von Salamis Rücken gegliitten, da kam ihnen ein grauhaariger Mann entgegen, der sich Schnapp ebenso wortlos (und mit wenige begeistertem Gesichtsausdruck) auf die Arme lud und ins Haus trug. Rebekka setzte erschrocken dazu an, etwas zu sagen, aber Vera hob rasch und beruhigend die Hand und sagte: „Keine Sorge. Deinem kleinen Freund geschieht nichts. Olm wird sich um ihn kümmern.“

Rebekka wagte es nicht, zu widersprechen, aber sie sah dem grauhaarigen Alten so lange zweifelnd nach, bis er am Ende des Flures verschwunden war. Ihr wäre weitaus wohler gewesen, wenn sie Schnapp weiter bei sich gehabt hätte, zumal sie mittlerweile nicht mehr übersehen konnte, wie wenig willkommen der Zwerg hier war. Aber vermutlich konnte dieser alte Mann sehr viel mehr für Schnapp tun als sie, und außerdem glaubte sie zu spüren, dass sie Vera trauen konnte.

Hinter ihnen stürmten die beiden rothaarigen Geschwister heran und überschütteten Vera mit einem wahren Schwall von Fragen, wobei sie so laut und schnell durcheinander sprachen, dass Rebekka kein Wort verstand. Vera ließ sie einen Moment gewähren, dann brachte sie sie mit einer energischen Geste zum Schweigen.

„Genug!“, sagte sie scharf, aber trotzdem mit einem Lächeln. „Ich kann euch ja verstehen, aber jetzt braucht unser Gast erst einmal Ruhe – und etwas zu essen. Also geht in die Küche und holt einen Teller heiße Suppe und einen Krug Milch. Ihr könnt später mit Rebekka reden – wenn sie das will.“

Die beiden wirkten enttäuscht, beließen es dann aber bei einem letzten, neugierigen Blick auf Rebekka und trollten sich, und Vera wiederholte ihre einladende Geste. „Du musst die Zwillinge entschuldigen. Wir bekommen hier sehr selten Besuch, musst du wissen. Und da vergessen sie schon mal ihre guten Manieren.“

Rebekka antwortete auch jetzt nur mit einem Lächeln und einem Schulterzucken – was hätte sie auch sonst sagen sollen? – und folgte Vera in ein überraschend großes und ebenso gemütlich wie einfach eingerichtetes Zimmer, das von einem gewaltigen Kamin beherrscht wurde. Die Fenster waren schmal und hatten kein Glas, sondern etwas wie nur halb durchsichtiges Papier, was dazu führte, dass das Licht selbst jetzt, zur hellsten Stunde des Tages, nur trüb

hereindrang; was dem Raum zu Rebekkas Erstaunen aber etwas sehr Behagliches gab. Doch nach allem, was hinter ihr lag, wäre ihr im Moment wahrscheinlich selbst die Pappkartonbehaltung eines Obdachlosen unter einer Brücke behaglich vorgekommen.

„Setz dich“, sagte Vera und deutete auf eine schwere, reich mit Schnitzereien verzierte Bank, die hinter einem wahrhaft monströsen Tisch stand, an dem mindestens zwei Dutzend Menschen Platz gefunden hätten, wenn nicht mehr. Rebekka setzte sich gehorsam, doch sie fühlte sich hinter diesem riesigen Tisch verloren.

„Jetzt bist du erst einmal in Sicherheit“, sagte Vera. „Hier kann dir nichts passieren.“ Sie trat zwar ebenfalls an den Tisch heran, machte aber keine Anstalten, sich zu setzen, sondern blieb auf der anderen Seite stehen und sah Rebekka über die riesige Platte hinweg an, während sie weitersprach. So freundlich sie auch war, kam Rebekka das Gespräch immer mehr und mehr wie ein Verhör vor.

„Du weißt wahrscheinlich gar nicht mehr, wo dir der Kopf steht, du armes Kind“, begann Vera. „Und ich nehme an, dass du auch ein wenig Angst hast. Selbst vor uns, habe ich Recht?“, fügte sie mit einem Lächeln hinzu.

Das stimmte nicht, aber Rebekka hatte das sichere Gefühl, dass sie ein Nein als Antwort nicht akzeptieren würde, und so deutete sie nur eine Bewegung an, die Vera als Nicken auslegen konnte, wenn sie Spaß daran hatte, und sagte wieder einmal gar nichts.

„Wie lange bist du schon hier?“, fragte Vera. „Ich meine: Woran erinnerst du dich?“

„Hier?“ Rebekka hob die Schultern. „Seit gestern Abend ... glaube ich.“ Eingedenk ihrer unheimlichen Erlebnisse auf der Messerebene und allem, was Schnapp darüber erzählt hatte, zog sie es vor, von diesem Teil ihrer Reise lieber nichts zu sagen. Unglücklicherweise blieb jedoch nicht mehr allzu viel zum Erzählen übrig, wenn sie sowohl Gorywynn als auch die Messerebene wegließ.

„Ich verstehe“, seufzte Vera, nachdem sie eine geraume Weile vergeblich darauf gewartet hatte, dass Rebekka weitersprach. „Das alles ist im Moment wahrscheinlich einfach zu viel für dich. Na, komm erst einmal zu dir und danach können wir immer noch reden.“ Sie machte eine fragende Geste zur Tür hin. „Kann ich dich einen Moment allein lassen?“

Rebekka nickte und Vera wandte sich ohne ein weiteres Wort um und ging. Rebekka blieb ziemlich hilflos zurück. Während der letzten Stunden, die Schnapp und sie sich durch das Gebirge gequält hatten, hatte sie an praktisch nichts anderes mehr denken können als daran, endlich einen Ort zu erreichen, an dem sie sich ausruhen konnte, an dem sie sicher war und ihr niemand nach dem Leben trachtete. Nun sie schien ihn gefunden zu haben, aber sie wusste nicht so genau, was sie eigentlich hier sollte. Schnapp hatte behauptet, es seien freundliche Leute, und auf Vera mochte das ja auch durchaus zutreffen – aber Harkan und der andere Mann hatten sie nicht unbedingt freundlich angesehen.

Die Tür flog auf und die Zwillinge stürmten herein. Der Junge trug ein hölzernes Tablett, auf dem ein ebenfalls hölzerner Teller neben einem gewaltigen Brotlaib stand, während das Mädchen einen schweren Tonkrug in beiden Händen balancierte und den kleinen Finger in den Henkel eines ebenfalls tönernen Bechers gehakt hatte. Mit viel Getöse luden sie alles vor Rebekka auf den Tisch, traten dann drei schnelle Schritte zurück und sahen sie erwartungsvoll an.

Rebekka blickte ebenso fragend zurück und rührte sich nicht.

„Iss“, sagte das Mädchen.

„Mutter sagt, dass du sehr hungrig sein musst“, fügte der Junge hinzu.

Das stimmte. Aus dem Teller stieg ein verlockender Duft auf, und Rebekka war beinahe schlecht vor Hunger, aber sie rührte keinen Finger, um nach dem Essen zu greifen. „Eure Mutter?“ Sie machte eine Kopfbewegung zur Tür. „Vera ist eure Mutter?“

Seltsam – sie hatte das Gefühl, dass der Junge den Kopf schütteln wollte, doch das Mädchen kam ihm zuvor. „Ja“, sagte es und deutete zuerst auf sich, dann auf ihren Bruder. „Ich bin Torin. Das ist Toran, mein Bruder. Und du bist Rebekka?“

Rebekka nickte und lächelte das Mädchen zögernd an. Torin sah ihrer Mutter nicht einmal besonders ähnlich (um ehrlich zu sein, überhaupt nicht), aber sie hatte dieselbe freundliche Art, die einen sofort für sie einnahm, ob man nun wollte oder nicht.

„Vera sagst, du bist ein Findelkind?“, meldete sich Toran wieder zu Wort.

„Ein Findelkind?“, wiederholte Rebekka. „Ich? Was für ein Unsinn!“

Torin und Toran tauschten einen viel sagenden Blick.

„Dann Erinnerst du dich also an deine Eltern?“, fragte Torin und Toran fügte hinzu: „Und daran, wo du herkommst?“

Um ein Haar hätte Rebekka im Brustton der Überzeugung geantwortet, dass sie sich selbstverständlich an ihre Eltern erinnerte und nicht nur daran, wo sie herkam, sondern auch, wie sie hierher gekommen war – aber dann besann sie sich im allerletzten Moment auf Schnapps Warnung und vor allem ihr Gespräch mit Vera gerade. Sie blickte die Zwillinge nur abwechselnd und ratlos an. Irgendetwas war hier ganz und gar nicht so, wie es sein sollte. Das war das Einzige, was sie mit Sicherheit wusste.

„Siehst du?“, fragte Torin triumphierend.

„Du bist ein Findelkind!“, fügte Toran im gleichen Tonfall hinzu.

„Was ... was soll das heißen?“, murmelte Rebekka. „Ein Findelkind? Wieso? Ich meine was ... was bedeutet das?“

„Jetzt iss erst mal“, sagte Torin. „Bevor die Suppe kalt wird“, fügte Toran hinzu.

Rebekka fragte sich, ob die beiden das mit Absicht taten, um sich über sie lustig zu machen, oder ob sie einfach nur eine Schraube locker hatten. Jedenfalls grinsten sie plötzlich wie bescheuert, gingen rechts und links um den Tisch herum und rutschten zu beiden Seiten neben ihr auf die Bank. Rebekka fühlte sich plötzlich irgendwie in die Enge getrieben. Vielleicht einfach nur um Zeit zu gewinnen, griff sie nun doch nach dem groben Holzlöffel, der neben dem Teller lag, und kostete von der Suppe.

Sie schmeckte so köstlich, wie sie roch, zwar mit nichts vergleichbar, was sie jemals gegessen hatte, aber einfach wunderbar, und als sie ein Stück von dem Brotlaib abbrach, schmeckte es beinahe noch köstlicher. Sie vergaß Torin und Toran nicht wirklich, aber sie schenkte ihnen kaum noch Beachtung, sondern konzentrierte sich darauf, ihre Suppe zu löffeln und möglichst viel von dem krossen Brot in sich hineinzustopfen. Es war wie mit den Beeren, die sie gestern am See gegessen hatte: Es schmeckte fantastischer als alles, was sie jemals probiert hatte. Als sie endlich fertig war, ließ sie sich mit einem genießerischen Seufzen zurücksinken und schloss für einen Moment die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war das Erste, was sie sah, Torans breites Grinsen. Irritiert drehte sie den Kopf in die andere Richtung und sah Torin an. Sie grientete fast noch breiter.

„Du bist also erst seit gestern in den Bergen unterwegs, wie?“, fragte Torin. Rebekka sah wieder zu Toran hin und er fügte hinzu: „Aber so, wie du reinhaust, sieht es eher nach einer Woche aus.“

Rebekka konnte ihm nicht einmal widersprechen. Sie hatte sich am vergangenen Abend an den Beeren rundum satt gegessen, aber sie fühlte sich tatsächlich, als hätte sie eine Woche lang nichts mehr in den Magen bekommen. Aber irgendwie hatte sie ja sowieso das Gefühl gehabt, dass etwas mit der Zeit nicht stimmte, die seit ihrer Ankunft hier vergangen war. Sie sagte vorsichtshalber auch jetzt wieder nichts.

„Du bist ein Findelkind“, sagte Torin überzeugt.

„Ganz bestimmt“, fügte Toran hinzu.

Rebekka zählte in Gedanken langsam bis drei, bevor sie antwortete. „Was zum Teufel soll das sein, ein Findelkind?“, fragte sie mühsam beherrscht. „Niemand hat mich gefunden!“

„So nennt man so jemanden wie dich“, antwortete Toran ruhig. Rebekka hörte, wie Torin Luft holte um etwas hinzuzufügen, doch Toran machte eine rasche Geste in ihre Richtung und fuhr fort: „Manchmal passiert das, weißt du? Manchmal tauchen in den Bergen einfach Kinder auf, die nicht wissen, wer sie sind und wo sie herkommen. In letzter Zeit zwar selten, aber früher soll es öfter vorgekommen sein.“ Er zuckte mit den Schultern und seine Schwester fügte hinzu: „Deshalb nennt man sie Findelkinder.“

Rebekka konnte weiter nichts tun, als sie anzustarren. Sie war auf eine seltsame Weise enttäuscht, als hätte sie etwas erwartet, von dem sie selbst nicht wusste, was es war, und es nicht bekommen. Aber da war noch etwas; etwas, das mit diesen Zwillingen zu tun hatte und das wichtig war. Aber auch dieser Gedanke entglitt ihr, bevor sie ihn wirklich greifen konnte.

„Und was ... passiert mit diesen ... Findelkindern?, fragte sie stockend. Ihr Herz klopfte.

„Was soll mit ihnen passieren?“, fragte Torin.

„Sie finden eine Familie und leben bei ihr“, sagte Toran.

„Aha“, murmelte Rebekka. Was zum Teufel ging hier eigentlich vor?

Fast hilflos sah sie von Torin zu Toran und wieder zurück. „Und ihr glaubt also, ich wäre ein solches ... Findelkind“, murmelte sie.

Torin sagte gar nichts, aber Toran zuckte mit den Schultern und antwortete: „Vera meint, du könntest eines sein.“ Er runzelte die Stirn. „Andererseits habe ich noch nie gehört, dass sich die Schwarze Garde für ein Findelkind interessiert.“

In diesen Worten verbarg sich eine Frage, die Rebekka aber ebenso geflissentlich ignorierte wie alles andere zuvor. „Ich verstehe das alles nicht“, murmelte sie. Der Ausdruck von Hilflosigkeit in ihrer Stimme und auf ihrem Gesicht war nicht gespielt.

„Das macht nichts“, sagte Torin mitfühlend und ihr Bruder fügte hinzu: „Du wirst sehen, dass es hier gar nicht so übel ist.“

Auch dazu sagte Rebekka nichts. Die beiden schienen ganz selbstverständlich davon auszugehen, dass sie hier bleiben würde, und Rebekka sah im Moment keine Veranlassung, diesen Irrtum zu berichtigen – auch wenn davon natürlich keine Rede sein konnte.

Aber ... war es wirklich so?

Rebekka schrak innerlich zusammen, als sie sich diese Frage stellte – zum ersten Mal seit sie diese ebenso faszinierende wie unheimliche Welt betreten hatte. Bisher war so viel geschehen (und sie war ganz nebenbei voll und ganz damit beschäftigt gewesen, am Leben zu bleiben), dass sie diese Frage mehr oder weniger erfolgreich verdrängt hatte, aber nun war sie in Sicherheit und ausnahmsweise einmal nicht auf der Flucht. Niemand trachtete ihr nach dem Leben, und sie war bei Leuten, die vielleicht ein bisschen komisch, aber anscheinend auch sehr gastfreundlich und nett waren, und nun konnte sie sich um diese Frage nicht mehr herummogeln. Sie lautete schlicht und einfach:

Und jetzt?

Gut, sie wusste, wo sie war. Sie wusste sogar – ungefähr –, wie sie hierher gekommen war. Aber sie hatte nicht die geringste Ahnung, wie sie wieder zurückkommen sollte!

Was, wenn die beiden sonderbaren Zwillinge Recht hatten und sie für den Rest ihres Lebens hier gestrandet war?



Anscheinend sah man ihr ihre Gedanken ziemlich deutlich an, denn Torin legte ihr plötzlich die Hand auf den Unterarm und sagte mit leiser, mitfühlender Stimme: „Nimm's nicht so schwer. Toran hat Recht, es ist gar nicht so übel hier.“

„Und du wirst auch nichts vermissen“, fügte Toran hinzu.

„So?“, meinte Rebekka einsilbig.

Toran schüttelte überzeugt den Kopf. „Bestimmt nicht. Wie kannst du etwas vermissen, woran du dich gar nicht erinnerst?“

Im allerersten Moment erschien dieses Argument Rebekka vollkommen blödsinnig, doch noch bevor sie das aussprechen konnte, wurde ihr klar, dass der rothaarige Junge von seinem Standpunkt aus durchaus Recht hatte: Er hielt sie ja für ein Findelkind, das keinerlei Erinnerungen mehr an seine Vergangenheit und sein früheres Leben hatte.

Unglückseligerweise hatte sie das aber. Und so faszinierend es hier auch sein mochte, sie würde sich ganz bestimmt nicht damit abfinden, für den Rest ihres Lebens hier zu bleiben!

Sie machte eine entschlossene Bewegung um aufzustehen, aber Torin, die neben ihr saß und den Weg blockierte, rührte sich nicht. „Wo willst du hin?“

„Vera und Harkan wollen noch mit dir reden“, fügte Toran hinzu.

Und ihr zwei Pfeifen sollt auf mich aufpassen und dafür sorgen, dass ich nicht weglaufe, wie?, dachte Rebekka. Laut, aber so ruhig sie konnte, sagte sie: „Ich muss mit Schnapp reden.“

„Schnapp?“, fragte Torin.

„Dein Gräuel“, vermutete Toran.

„Warum nennt ihr ihn so?“, fragte Rebekka scharf.

„Na, weil er einer ist“, antwortete Torin und Toran fügte hinzu: „Und noch dazu ein Dieb.“

Rebekka schluckte mühsam alles hinunter, was ihr dazu auf der Zunge lag. Es fiel ihr mittlerweile schwer, sich selbst immer wieder vor Augen zu führen, dass es die beiden wahrscheinlich nur gut mit ihr meinten.

„Bringt ihr mich zu ihm?“, fragte sie kühl.

„Mutter wird nicht begeistert sein“, sagte Torin.

„Und Harkan erst recht nicht“, fügte Toran hinzu.

„Aber ganz, wie du meinst“, sagten beide abschließend und im Gleichklang.

---

### **Der Autor**

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist der meistgelesene und erfolgreichste deutschsprachige Fantasy-Autor mit einer Gesamtauflage von weit über 20 Millionen Büchern. Der Durchbruch gelang ihm 1982 mit Märchenmond, das seinen Siegeszug in zahlreichen Ausgaben von den USA bis in den Fernen Osten bis heute ungebrochen fortsetzt. 1993 stand sein phantastischer Thriller Druidentor für ein volles Jahr auf der Spiegel Bestsellerliste, gefolgt von vielen anderen Titeln wie Anubis im Jahr 2005.

Das Gesamtwerk Wolfgang Hohlbeins umfasst mehr als einhundertfünfzig immer wieder neu aufgelegte Romane. Dabei deckt der mehrfach preisgekrönte Bestsellerautor die ganze Palette der Unterhaltungsliteratur ab - von Kinder- und Jugendbüchern über Romane und Filmbücher, von Fantasy über Horror bis hin zu historischen Stoffen. Der passionierte Motorradfan und Zinnfigurensammler lebt zusammen mit seiner Frau und Co-Autorin Heike, seinen Kindern und zahlreichen Hunden und Katzen am Niederrhein.

### **Die Co-Autorin**

Heike Hohlbein hat seit dem schriftstellerischen Durchbruch ihres Mannes Wolfgang 1982 mit dem Jugendbuch "Märchenmond" zahlreiche Romane zusammen mit ihrem Mann veröffentlicht.